

WOLFGANG HOHLBEIN



DRACHEN
BRÜDER

DER SCHWUR DES
DSCHINGIS KHAN

ueberreuter

Drachenbrüder

**Unverkäufliches
Leseexemplar**

© ueberreuter

1. Auflage 2015
© Ueberreuter Verlag GmbH, Berlin 2015
ISBN 978-3-7641-7046-2

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.
Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten mit lebenden Personen
oder Familien sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Umschlaggestaltung: Carolin Liepins
unter Verwendung von eines Fotos von Shutterstock,
Bild-Nr. 95334004 © DVARG
Druck und Bindung: Interak, Czarnków
Gedruckt auf Papier aus geprüfter nachhaltiger Forstwirtschaft.

www.ueberreuter.de

Wolfgang Hohlbein

**DRACHEN-
BRÜDER**

Der Schwur des
Dschingis Khan

ueberreuter



Inhalt

1. Teil

Schwurbrüder	8
Der Traumdrache	15
Der Krieger	19
Die Ankunft	26
Arbesa	31
Die Weissagung	37
Der Leibwächter	53
Drachenweisheiten	68
Freundschaft	74
Bajar und Batu	80
Der Khan	91

2. Teil

Auf der Flucht	106
Das Wiedersehen	117
Der Heilige Berg	133
Verrat	145
Gebrochener Schwur	157

3. Teil

Flucht	172
Der zerbrochene Pfeil	184
Die Prophezeiung	197
Der einsame Kämpfer	209
Der Geruch von Blut	221
Das rettende Schwert	232
Die heimliche Freundin	241
Verräter	251
Der böse Schatten	263
Die zornigen Worte	274
Der Weg des Kriegers	282
Die Entscheidung	290



1. Teil





Schwurbrüder

Es war ein langer Tag gewesen. Temucin war so müde, dass ihm fast die Augen zufielen. Aber das spielte keine Rolle. Er starrte auf den Pfeil, den er soeben überreicht bekommen hatte, und versuchte sich zu erinnern, ob er je zuvor etwas Schöneres in den Händen gehalten hatte.

Der Pfeil war aufwendiger gefertigt als alle, die er je gesehen hatte – und Temucin hatte eine Menge Pfeile gesehen. Schließlich war sein Vater Khan, und nicht irgendein Khan, sondern der Herrscher über die Kijat, einen der mächtigsten und gefürchtetsten Stämme im Umkreis vieler, vieler Tagesritte. An den Wänden seiner Jurte hingen die prachtvollsten Bögen und Pfeile, die man sich nur vorstellen konnte. Oftmals kamen auch Krieger anderer Sippen zu Besuch, die kostbare Waffen mit sich führten: Speere, Schilde und blitzende Schwerter, kunstvoll geschnitzte Bögen und dazugehörige, noch prachtvollere Pfeile.

Aber niemals zuvor hatte Temucin einen *solchen* Pfeil gesehen.

Er war länger als ein Arm – nicht so lang wie die Pfeile der Erwachsenen, aber gute zwei Handspannen länger als die, mit denen Temucin und die anderen Knaben übten und schossen – und mit so kunstvollen Schnitzereien verziert, dass er kaum wagte, ihn zu berühren. Die Spitze bestand nicht aus Eisen, sondern aus Bronze, was sie weich und praktisch nutzlos gegen jedwedes Ziel machte, das in einem Lederharnisch oder einer Rüstung steckte. Doch dafür war ein solcher Pfeil auch nicht gedacht. In das weiche Metall waren kunstvolle

Linien und Symbole graviert. Und die Kanten waren so sorgsam poliert und geschliffen, dass man damit vermutlich ein Haar der Länge nach spalten konnte.

Der Anblick beschämte Temucin. »Das ist ... wunderschön«, sagte er leise. »So etwas Prächtiges habe ich noch nie gesehen. Du ... du bist ein Künstler!«

Chuzir verzog das Gesicht, als hätte sein Freund etwas Unanständiges gesagt oder die Götter gelästert. Auch er hielt einen Pfeil in der Hand, und zwar den, den ihm Temucin im Gegenzug überreicht hatte. Beinahe überzeugend tat er so, als würde er ihn genauso bewundern wie sein Freund den seinen ... auch wenn es nicht besonders viel zu bewundern gab. Es war ein ganz stinknormaler Pfeil, kurz und nicht einmal ganz gerade. Temucin hatte die Eisenspitze poliert und ein paar einfache Schnitzereien angebracht, so gut, wie es seine ungelenkten Finger eben gekonnt hatten. Chuzir war rücksichtsvoll genug, gar nichts dazu zu sagen.

»Ich bin kein Künstler«, antwortete Chuzir schließlich; mit einer hörbaren Verzögerung und in leicht beleidigtem Ton. »Bald werde ich ein Krieger sein. Wenn auch ...«, fügte er mit einem schrägen Blick in Temucins Richtung und fast vorwurfsvoll hinzu, »... kein Khan.«

»Aber dieser Pfeil ...«, begann Temucin.

»Ist nicht von mir«, unterbrach ihn Chuzir. »Ich meine: Er ist schon von mir. Mein Geschenk von mir an dich. Aber ich habe ihn nicht gemacht. Der alte Schezen hat ihn für mich geschnitzt, und ich habe ihm dafür volle drei Monde geholfen, Feuerholz und Torf zu sammeln.« Er sah Temucin beinahe lauernd an. »Gefällt er dir nicht?«

»Doch«, sagte Temucin hastig. »Er ist großartig. Es ist nur, weil mein eigener Pfeil ...« Er brach verlegen ab, aber Chuzir lachte nur und versetzte ihm einen Rippenstoß, der Temucin

die Tränen in die Augen getrieben hätte, hätte er sie nicht mit aller Kraft unterdrückt.

»Darauf kommt es doch gar nicht an«, sagte Chuzir lachend. »Wahrscheinlich hast du genauso lange dafür gebraucht, ihn zu schnitzen, wie ich diesem alten Halsabschneider Holz herangeschleppt habe, während er gemütlich am Feuer gesessen und sich gewärmt hat.«

Das konnte tatsächlich stimmen. Trotzdem beschämte Temucin dieses Geschenk. Bei jedem anderen hätte er gemutmaßt, dass es sogar absichtlich so übertrieben ausgefallen war, um ihn in den Schatten zu stellen; aber natürlich nicht bei Chuzir. Chuzir war sein bester Freund. Genau genommen war er sogar Temucins einziger Freund, obwohl er der Sohn des Khans war. Oder vielleicht auch *weil*.

»Komm!«, sagte Chuzir und versetzte ihm einen weiteren Rippenstoß. »Probieren wir sie aus!«

Allein die Vorstellung, diesen unendlich kostbaren Pfeil abzuschießen und dabei womöglich zu beschädigen, erfüllte Temucin mit Entsetzen. Aber Chuzir war bereits auf dem Absatz herumgefahren und flitzte davon, und Temucin schulterte seinen Bogen und rannte ihm nach. Er lief, so schnell ihn seine Beine trugen, aber natürlich konnte er mit Chuzir nicht mithalten und wäre wohl hoffnungslos zurückgefallen, hätte sein bester und einziger Freund nicht das Tempo gedrosselt. Trotzdem war Temucin außer Atem, als er neben Chuzir auf der Hügelkuppe ankam. Chuzir sagte nichts, aber er konnte ein dünnes, schadenfrohes Grinsen nicht unterdrücken. Eigentlich versuchte er es nicht einmal.

»Wer zuerst bei den Bäumen ist?«, schlug er grinsend vor. Er besaß die Unverschämtheit, nicht einmal schwer zu atmen, während Temucins Lunge wie Feuer brannte und sein Herz bis in den Hals hinauf klopfte.

»Warum sagst du nicht gleich, was ich für dich tun soll?«, fragte Temucin griesgrämig. »Ich muss es ja sowieso tun, wenn ich die Wette verliere, und so spare ich eine Menge Schweiß.«

Chuzir zog die Mundwinkel hoch und machte eine Bewegung, wie um ihm einen dritten Rippenstoß zu verpassen, drehte sich aber dann nur um und schlenderte auf den Hügel zu. Temucin folgte ihm, wobei er sich innerlich für seine Worte verfluchte. Natürlich würde Chuzir niemandem etwas davon erzählen, schließlich war er sein Freund, in wenigen Augenblicken sogar sein Schwurbruder. Doch wenn einer der anderen Jungen Temucins Worte gehört hätte, dann hätte das für weiteres dummes Gerede im Dorf gesorgt, und seinem Vater hätte das *ganz bestimmt nicht* gefallen. Er musste besser aufpassen, was er sagte.

Die beiden Jungkrieger erreichten gleichzeitig die Baumgruppe unterhalb des Hügel. Chuzir nahm seinen Bogen von der Schulter, legte Temucins Pfeil auf und zog die Sehne prüfend bis zur Hälfte zurück. Er wartete, bis auch Temucin seinen Pfeil in Position gebracht hatte, nickte ihm auffordernd zu und zog die Sehne dann mit einer ebenso fließenden wie kraftvollen Bewegung bis zum Ohr. »Auf immer«, sagte er.

Temucin tat es ihm gleich. »Auf immer.«

Die Pfeile flogen mit einem doppelten, peitschenden Knall davon. Temucins Pfeil, obwohl zu kurz und krumm und schief, von Chuzirs Sehne geschneit, flog beinahe doppelt so weit wie das reich verzierte Kunstwerk, das Temucin abgefeuert hatte; bestimmt zwei mal hundert Schritte, wenn nicht drei, bevor die Eisenspitze sich irgendwo auf halber Strecke zwischen den Bäumen und dem Ufer des Flusses in den Boden grub.

»Auf immer«, sagte Chuzir noch einmal, und auch diesmal wiederholte Temucin die Worte.

Chuzir strahlte und ein warmes Gefühl ergriff von Temucin Besitz; aber auch eine sonderbare Leere, fast so etwas wie Enttäuschung. Nun waren sie also Schwurbrüder. Schon seit dem vergangenen Sommer hatten sie davon geredet und die entsprechenden Vorbereitungen getroffen, und irgendwie hätte er erwartet, dass es ... *dramatischer* sein würde. Schwurbrüder zu sein bedeutete mehr als Brüder von Geburt her zu sein, verbunden auf ewig, zwei Teile eines Ganzen, die nur zufällig in zwei unterschiedlichen Körpern lebten. Vom heutigen Tage an würde der eine mit seinem Leben für den anderen einstehen, wenn es sein musste. Der Gedanke sollte irgendwie ... erhebend sein. Sollte nicht die Erde erzittern und sich der Himmel auftun oder wenigstens ein bisschen Donner grollen und ein paar Blitze am Horizont zucken?

Nichts davon geschah – natürlich nicht.

Chuzir umarmte ihn und wandte sich dann brüsk um.
»Holen wir die Pfeile.«

Diesmal rannten sie nicht. Chuzir hatte nahezu den doppelten Weg zurückzulegen, um seinen Pfeil zu holen, aber Temucin hatte keine Lust, ihm zu folgen. Er zog den kostbaren Pfeil aus dem Boden, wischte ihn sorgfältig ab und hatte plötzlich das intensive Gefühl, angestarrt zu werden. Vielleicht hatten die anderen Jungkrieger ja doch erfahren, was sie hier taten, oder ...

Temucin erstarrte, kaum dass er sich umgedreht hatte. Sein Gefühl hatte ihn nicht getrogen. Er wurde angestarrt, genauer gesagt: belauert.

Der Hund war fast so groß wie ein Fohlen, aber ungleich massiger, ein zotteliges Ungetüm mit glühenden Augen und Zähnen wie Dolche, von denen gelber Geifer tropfte. Er stand vielleicht zehn Schritte hinter Temucin zwischen den letzten Bäumen und startete ihn an.

Temucin spürte, wie sein Herz stockte. Hunde. Er hasste Hunde. Er fürchtete sie wie nichts auf der Welt. Seine Hand schloss sich fester um den Pfeil, aber obwohl er wusste, dass sein Leben davon abhing, schien ihn irgendetwas daran zu hindern, die Waffe anzulegen. Der Hund würde ihn töten. Vielleicht *wollte* er es nicht einmal, aber er *konnte* es, und schon dieser Gedanke war mehr, als Temucin ertragen konnte.

»Temucin! Schieß!«

Chuzirs Schrei und das Peitschen seiner Bogensehne waren praktisch eins. Ein Schemen huschte an Temucins Wange vorbei, so dicht, dass er das Kitzeln der Federn und den scharfen Luftzug spüren konnte, und der Köter stieß ein erschrockenes Jaulen aus und rannte mit eingezogenem Schwanz davon, als der Pfeil eine gute Manneslänge vor ihm aufprallte.

»Temucin! Schieß!«, schrie Chuzir noch einmal. »Worauf wartest du?«

Während Temucin wie erstarrt dem zotteligen Ungeheuer nachsah, das hakenschlagend auf die Bäume zuraste und im Unterholz verschwand, langte Chuzir neben ihm an und riss ihm den Pfeil aus den Fingern. So flink, dass Temucins Blick der Bewegung kaum zu folgen vermochte, legte er ihn auf, zog die Sehne bis hinter das Ohr – und ließ den Bogen mit einem enttäuschten Laut wieder sinken. Der Hund war verschwunden.

»Warum hast du das getan?«, fragte er aufgebracht. »Warum hast du nicht geschossen?«

»Weil ... weil ... wegen des Pfeils«, stammelte Temucin.

Chuzir runzelte die Stirn, und Temucin fuhr mit einem nervösen Lächeln fort: »Ich hatte Angst, dass er kaputtgeht. Er ist doch so wertvoll!«

Chuzir sah eher noch wütender aus, aber er schwieg, presste nur ärgerlich die Lippen aufeinander und stapfte an ihm vorbei, um den Pfeil zu holen.

Und Temucin ahnte, was in der Nacht passieren würde: Der Drache würde zu ihm kommen, um ihm klarzumachen, was er versäumt hatte.



Der Traumdrache



Temucin war an diesem Abend ungewöhnlich früh zu Bett gegangen. Normalerweise musste seine Mutter ihn mindestens dreimal ermahnen, schlafen zu gehen und den Erwachsenen ihren Platz am Feuer zu überlassen, wie es ihnen zustand. Nur zu oft bedurfte es erst eines Machtwortes seines Vaters, bis er endlich nachgab und sich in die kleine Jurte zurückzog, die unmittelbar neben der seines Vaters stand und die er seit dem letzten Sommer allein bewohnte. Heute konnte er gar nicht schnell genug wegkommen. Er nahm sich gerade die Zeit, eine der abendlich frisch zubereiteten Teigtaschen herunterzuschlingen, dann zog er sich unter einem fadenscheinigen Vorwand zurück und ließ sich noch vor Sonnenuntergang auf sein Nachtlager niedersinken.

Wie immer, wenn man den Schlaf herbeizuzwingen versucht, dauerte es besonders lange. Aber irgendwann sank Temucin in einen unruhigen Schlummer, und er hatte es kaum getan, da kam Sarantuya zu ihm.

Er spürte ihre Gegenwart mehr, als dass er sie sah, jedenfalls am Anfang; wie etwas Großes, Sanftes, aber auch unendlich Altes und Starkes, das sich in seine Träume schlich und nur ganz allmählich Realität gewann.

»Du warst lange nicht mehr da«, sagte er zur Begrüßung.

»Ich hatte nicht das Gefühl, dass du mich brauchst«, gab Sarantuya zurück.

Der Schemen in seinem Traum wurde deutlicher: ein Glitzern wie von Mondlicht auf silberfarbenen Schuppen. Etwas Gewaltiges, Erhabenes regte sich am Rande seines Bewusst-

seins und berührte seine Seele. Ein Gefühl von Wärme und Geborgenheit durchströmte ihn, und beinahe glaubte er, etwas zu sehen.

Aber eben nur beinahe.

»Warum hast du das getan?«, fragte Temucin.

Sarantuya blinzelte. Das Mondlicht brach sich funkelnd auf ihren Schuppen und floss mit einem leisen Klimpern wie von tausend weit entfernten Zimbelen an ihren Flanken hinab. In dem Traum, in dem der Drache erschien, war immer Nacht, und es schien stets der Vollmond. Temucin hatte längst aufgehört, sich darüber zu wundern.

»Was?«, fragte Sarantuya.

Temucin musste sich beherrschen, um nicht ärgerlich zu werden. Sarantuya hasste Gefühle wie Zorn oder Wut. Trotz ihrer gewaltigen Klauen und Ehrfurcht gebietenden Fänge war sie das sanftmütigste Wesen, das er kannte.

»Du weißt genau, was ich meine«, sagte er. »Der Hund! Warum hast du Chuzir daran gehindert, ihn zu erschießen?«

»Habe ich das?«, gab Sarantuya mit gespielter Überraschung zurück. Dann lachte sie leise; ein Laut wie Donnern in den fernen Bergen. »Vielleicht hat dein Freund ihn ja einfach nur verfehlt?«

»Unsinn!«, erwiderte Temucin. »Chuzir ist der beste Schütze, den ich kenne. Er verfehlt nie sein Ziel!«

»Auch nicht mit einem Pfeil, der krumm und schief ist?«, spöttelte Sarantuya.

Temucin ignorierte die Bemerkung. »Er verfehlt niemals sein Ziel«, beharrte er.

»Na, dann muss es wohl daran gelegen haben, dass jemand nicht wollte, dass er trifft«, schmunzelte Sarantuya.

»Du.«

»Nein«, sagte der Drache, plötzlich sehr ernst. »Ich würde niemals etwas tun, was du nicht willst, das weißt du doch.«

Temucin verzichtete auf eine Antwort. Chuzir hatte kein Wort gesagt, aber er hatte ihn *angesehen*, als wisse er ganz genau, wer schuld an dem ungewöhnlichen Missgeschick war. Chuzir war sein bester Freund, und er hatte ihm – einmal – von seinem Traumdrachen erzählt. Chuzirs Reaktion darauf war so ablehnend gewesen, dass Temucin das Thema nie wieder angesprochen hatte. Es war Jahre her, und Temucin war nicht sicher, ob sein Freund sich überhaupt noch daran erinnerte. Aber man konnte schließlich nie wissen ...

»Du wolltest den Hund nicht töten«, fuhr Sarantuya nach einer Weile fort.

»Aber ich hatte Angst vor ihm«, antwortete Temucin.

»Das weiß ich.« Sarantuya seufzte tief. »Man muss nicht alles töten, wovor man Angst hat. Erinnerst du dich, als du mich das erste Mal gesehen hast?«

»Natürlich!«

»Du hast dich vor mir gefürchtet.«

»Nein«, behauptete Temucin – was eine glatte Lüge war. Er war fast gestorben vor Angst, als ihm der riesige Drache das erste Mal im Traum erschienen war.

»Und?«, fragte Sarantuya. »Wolltest du mich deshalb töten?«

»Natürlich nicht«, antwortete Temucin empört. »Ich würde nie ...«

»... etwas töten, was dir nichts zuleide getan hat«, fiel ihm Sarantuya ins Wort. »Ich weiß. Wäre es anders, wäre ich niemals zu dir gekommen.«

Auch das verstand Temucin nicht wirklich, aber er war nicht in der Stimmung, das Thema in die Breite zu ziehen, wie es die Alten am abendlichen Feuer getan hätten. Saran-

tuya sagte oft seltsame Sachen, die er nicht wirklich verstand.
»Was willst du?«, fragte er unwillig.

Sein Ärger schien Sarantuya ausnahmsweise zu amüsieren, vielleicht, weil sie genau spürte, dass er in Wirklichkeit nur ihm selbst galt. »Genau genommen sollte ich dir diese Frage stellen«, antwortete sie. »Wenn ich mich richtig erinnere, warst *du* es, der *mich* gerufen hat, und nicht umgekehrt. Aber wenn ich schon einmal hier bin ... morgen ist ein großer Tag für dich. Ein sehr wichtiger.«

Temucin dachte eine Weile angestrengt nach. Morgen? Morgen war ... nun, morgen eben, mehr nicht. »Wieso?«, fragte er misstrauisch.

»Lass dich überraschen«, antwortete Sarantuya in neckischem Ton. »Du wirst jemanden kennenlernen. Jemanden, der sehr wichtig für dich werden wird.«

»Wen?«, fragte Temucin.

Aber Sarantuya antwortete nur mit einem silberhellen Lachen, dann war sie verschwunden.